



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ernst, A. W.: Lenau und Sophie Schwab : mit ungedruckten Briefen Lenaus

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Lenau und Sophie Schwab

Mit ungedruckten Briefen Lenaus

Von A. W. Ernst



Am 21. Juli 1831 schrieb Lenau von der Residenzstadt Badens aus, wo schon „eine andre Luft als in Baiern wehe, der Himmel ein schönes Blau habe, und die Menschen wärmer seien,“ an Gustav Schwab in Stuttgart, der damals Redakteur am Morgenblatt war, folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Ich nehme mir die Ehre, beiliegende zwei Gedichte mit der Bitte zu übersenden, selbe, wenn sie Ihren Beifall finden, in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen. Das „an den Schmerz“ ist von einem Manne, der ungenannt zu bleiben wünscht.

„Der Gefangene“ mag unter dem Pseudonamen Lenau erscheinen; unter welchem ich bereits mehreres habe drucken lassen. Ist meine Weise so glücklich, Euer Wohlgeboren den Wunsch zu erregen, mehrere meiner Gedichte durch Ihr Blatt bekannt zu machen, so wird mir das um so angenehmer sein, als ich gesonnen bin, meine ganze Sammlung nächstens herauszugeben, und ich für solche keine ehrendere Ankündigung kenne, als die durch Ihre Zeitschrift. Mit dem Ersuchen, mir Ihre Entscheidung durch die Geroldsche Buchhandlung anher zu senden, bin ich Euer Wohlgeboren

ergebener Diener

A. Niembusch von Strehlenau

Die Antwort Schwabs verzögerte sich, da er bei der Flut der täglich einlaufenden Brieffschaften nicht imstande war, die gesandten Beiträge sofort zu prüfen. Lenau reiste, des Harrens müde, von Heidelberg, wohin er sich von Karlsruhe gewandt hatte, nach Stuttgart. Am 9. August, als Schwab vom Gymnasium nach Hause kam, teilte ihm seine Frau mit, es sei ein sehr interessant aussehender Ungar dagewesen, der sich nach dem Schicksal seiner eingesandten Dichtungen habe erkundigen wollen. Das sei gewiß ein rechter Dichter! Und gerade als Schwab im Begriff war, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, um das Manuskript zu prüfen, kam Lenau wieder. Mit einigen entschuldigenden Worten ließ Schwab den Fremden bei seiner Frau und seinem gerade anwesenden Freunde Gustav Pfizer zurück,kehrte aber nach kurzer Zeit, während der er die Gedichte las, mit freudestrahlendem Gesichte zurück und

begrüßte nun erst den Dichter von ganzem Herzen. Einige flüchtige Blicke in das Manuskript hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß die Gedichte echte Kunstwerke waren. Der Abend vereinigte die drei Sangesgenossen, und sie schieden als Freunde von einander. Am nächsten Morgen reiste Lenau nach München.\*)

Damit war eine Bekanntschaft angeknüpft, die von wichtigen Folgen für Lenau werden sollte. Schwabs warme Kunstbegeisterung, die mächtig aufflammte, wenn er auf ein echtes Talent stieß, sein „weiches, reiches, reines und frommes Gemüt,“ wie sein ehemaliger Schüler Grüneisen in dankbarer Verehrung schrieb, kam dem neugewonnenen Freunde rasch entgegen. Wenn Lenau in dem schönen Schwabenlande so schnell heimisch ward, eine Fülle von Liebe und Freundschaft, von Kunstfönn und Lebensweisheit fand, so verdankt er das zunächst Gustav Schwab und seiner Frau Sophie. Diese Thatfache ist in den lebensgeschichtlichen Werken über Lenau bisher nirgends betont worden.

Sophie Karoline Schwab, deren Lenau in den folgenden Briefen mit so großer Verehrung gedenkt, und der er einen so tiefen Einfluß auf sein Inneres beimißt, war am 17. Februar 1795 in Tübingen geboren, wo ihr Vater Christian Gottlieb Smelin Professor des Kriminalrechts und der juristischen Praxis war. Als sie Schwab im ersten Jahre seiner Anwesenheit in Tübingen kennen lernte, hatte sie ein „blasses Gesicht mit edeln Zügen, schwarzen Augen und Haaren.“ Ihre Bedeutung wird uns klar aus einem Briefe Gustav Schwabs an seine Schwester Lotte (15. Februar 1816), worin er sich über eine Dame seiner Bekanntschaft folgendermaßen ausspricht: „Ich will N. N. herzlich wohl und mochte sie abends beim Tanz gern lachen, scherzen und herumfahren sehen; aber sieh, ein Herz zu ihr könnte ich ums Leben nicht fassen. Es schließt sich mir das meine zu, sobald ich mir ein Mädchen derart als Lebensgefährtin denken soll. Ihr und so vielen fehlt das, was in meinen Augen Schönheit, Reichtum und bloße Gutmütigkeit nie aufwiegen können, ein rechtes weibliches Herz und Gemüt bei einem tüchtigen, auf das Höhere gerichteten Verstand. Ob eine Dame den »Don Carlos« und Tiedges »Urania« oder Goethe und Fouqué bewundert, das thut freilich wenig zur Sache; der Weiber Herz und Verstand braucht sich darin nicht zu zeigen; wenn nur ihr eignes Wesen, wie es soll, sittliche Schönheit, Grazie und Güte ausdrückt, so mögen sie es mit der ästhetischen Schönheit außer sich so genau nehmen, als sie wollen.“ Aus dem, was er an der fremden Frau vermisse, lassen sich leicht die Grundzüge von dem Wesen Sophie Schwabs gewinnen, das dem weiblichen Ideal des Brieffschreibers entsprach. Sie hatte bei aller weiblichen Feinfühligkeit Charakterfestigkeit, bei allem nüchternen ruhigen Lebens-

\*) Vergl. den Bericht in: Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel. Leipzig, Brockhaus, 1858.

sinn eine für alles Schöne empfängliche Begeisterung, bei einem praktisch abwägenden Verstand ein tiefes Gemüt. Bezeichnend für das Leben in Schwabs Familie, das Lenau so unwiderstehlich fesselte, ist folgender köstliche Brief Schwabs an einen Freund: „So nimm denn endlich warmen, herzlichen Dank für deine beiden Liebe und Freundschaft atmenden Briefe, mit denen du nun schon unsre Ehe erquidkt hast. Du lebst in unserm Herzen und Munde, und es fehlt nichts, als daß du bald, recht bald unter uns tretest und auch dein liebes Antlitz bei uns leuchten lässest. Du findest zwei gerüstete Stüblein, recht eben für deine Größe geschaffen, und drei Betten, in die du dich wechselseitig legen kannst oder dir auch eine künftige liebe Genossin und gar schon ein Kind dazu hineinträumen. Du findest an unserm lieben Sophienkind eine rüstige Hausfrau, allezeit etwas Gutes zu kochen und zu brauen fertig, so gut es die Küche eines obsturen Gymnasialprofessors trägt — bis auf einen Punsch aber, bei dem wir recht nach alter Sitte unser Bundeslied können tönen und die altromantische Zeit leben lassen, bringt diese es immer noch —, du findest, sage ich, an unsrer Sophie, was du immer prophezeit hast, ein noch offener und freier im besten Sinne des Worts gewordnes köstliches Weib. Ganz vortrefflich paßt Sophie auch in den Birkel meiner Familie; ihre zukommende Gutmütigkeit hat sie in so vollkommne Gunst meiner Eltern gesetzt, daß sie ganz und gar wie eine von Kindesbeinen an auferzogene und geliebte Tochter von ihnen geachtet wird.“

Die glückliche Vereinigung von praktischer Bethätigung und idealem Sinn in Sophiens Wesen, sowie der reine, keusche Geist und Familiensinn in Schwabs Hause mußte Lenau um so tiefer zu Herzen gehen nach den traurigen, zerrütteten Familienverhältnissen, unter denen er seine Jugend verlebte hatte, und nach seinen Beziehungen zu „Bertha“\*); bei dem verschlossenen Gemüte, das er von Wien mit nach Stuttgart brachte, empfand er das harmonische und abgeklärte Wesen, das ihm Schwabs Haus bot, um so tiefer. Aus dieser Stimmung wird auch der auffällige Entschluß verständlich, den Lenau am 13. August, also drei Tage nach seinem Weggange von Stuttgart, Schwab mitteilte.

Geliebter, verehrter Freund!

In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreib ich dir diese Zeilen.

\*) Bertha ist jenes Mädchen, das Lenau durch einen verhängnisvollen Zufall zu Anfang der zwanziger Jahre in Wien kennen lernte. Sie war die (illegitime) Tochter eines Wiener Gemeinderats. Von ihrer Mutter Margarete, mit der sie zusammen lebte, als ihr Lenau näher trat, kann das Wort des Mephistopheles gelten: ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen. Lenau gab sich dieser unglückseligen Leidenschaft rückhaltlos hin, bis er endlich einsah, daß er eine Unwürdige liebte. Die Trennung von Bertha geschah 1828. Die Herzenswunde, die Lenau aus diesem Verhältnis davontrug, ist nie geheilt.

Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es euch möglich ist, in eurer Gesellschaft Umland zu besuchen.

O mein tief geliebter Freund! Wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht; der hat mir dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfasst. Segenvoll wird mir jener Abend sein fürs ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Anteil du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Guld, die du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden, ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken.

Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

Euer Freund Niembsch

Ich ersuche dich, nichts nach Gmunden zu schicken; doch das weißt du nun ohne dies.

Lenau kehrte also zu seinen Freunden zurück, wurde mit offenen Armen empfangen und wohnte nun einige Wochen in Schwabs Hause. Eine schöne Beleuchtung findet diese Zeit aus Lenaus Leben in einem Briefe Sophiens an ihre Freundin Lucie Meier in Bremen, die Mutter des noch lebenden Konsuls und frühern Reichstagsabgeordneten H. H. Meier. Der Brief, datirt vom 15. September 1831, lautet im Auszuge:

Vorgestern haben wir einen Gast von uns entlassen, dem wir recht mit Angst und Sorge nachblicken; denn er reist gerade aus nach Wien, der Cholera entgegen; es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch von Strehlenau (wo du aber etwas von ihm liestest, z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau) — er kam hierher, um meinen lieben Mann kennen zu lernen, es blieb aber bei beiden einige Entfernung bis am letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen lieben Mann und den jüngern Pfizer genauer kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein lieber Mann nachts um zwölf Uhr wie berauscht von Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise. Nach einigen Tagen kommt ein Brief von ihm aus München, worin er schreibt, daß er dort gute Nachrichten von den Seinigen und neue Wechsel getroffen hätte, und nun nichts besseres zu thun wüßte, als umzu-kehren, um die Freundschaft, die er mit Pfizer und meinem lieben Mann geschlossen, noch einige Tage in ihrem Umgang zu genießen. So war er denn seit einem Monat bei uns hier, und ich kann dir nicht beschreiben, welche genußreiche Zeit dies für uns war; wir gewannen ihn täglich lieber, und auch er hat sich so innig an uns angeschlossen, daß der Abschied recht schmerzlich für uns war. Während dieser ganzen Zeit war in meinem Hause ein ordentlicher Strudel; denn jedermann wollte ihn kennen lernen und nahm es uns übel, wenn wir keine Gelegenheit dazu machten, und doch waren ihm alle Einladungen u. dergl. sehr unwillkommen; er

war am liebsten mit uns allein oder wenigen Freunden, und dies waren auch für uns die schönsten Stunden. Er ist sehr musikalisch, spielt Klavier und Gitarre, und dies hat mir sehr viele Freude gemacht. Wir haben seit kurzem ein neues Instrument von Schiedmayer, und da war beinahe jeden Abend eine kleine musikalische Unterhaltung. Eine meiner Nichten, Lotte Smelin, hat eine sehr schöne Stimme, die, wie ich glaube, großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Überhaupt war er von dem Lob der hiesigen Frauen und Mädchen voll, er wollte uns glauben machen, daß wir hiesigen Frauen den Wienerinnen an Bildung und Bescheidenheit vorgingen. Da, wirst du denken, kommt es heraus, die liebe Eitelkeit, aber ich kann dich versichern, die Männer hatten ihn ebenso lieb, wie wir Frauen; Graf Alexander (der Sohn von Herzog Wilhelm) war so von ihm entzückt, daß er alle paar Tage zu uns kam und gar nicht von ihm lassen wollte, noch am letzten Tage hatte er eine große Jagd für ihn angestellt, wo ihn die andern Prinzen auch kennen lernen wollten; er ließ sich aber nicht mehr halten, er hatte keine Nachrichten von seiner Schwester aus Wien und war voller Unruhe darüber. Wenn er vorlas mit seiner innigen, gefühlvollen Stimme, so wurde alles hingerissen; wenn er uns manchmal von meines lieben Mannes Gedichten vorlas, so wurden wir ganz gerührt, und mein lieber Mann rief aus: Jetzt gefallen sie mir erst! Er hingegen hatte großes Wohlgefallen an unserm häuslichen Leben und äußerte manchmal, hier müsse man Lust zum Heiraten bekommen; er hat alle unsre schwäbischen Dichter besucht, war bei Uhland, bei Kerner und Mayer. Je nachdem es in seinem Vaterlande geht, denkt er vielleicht darauf, sich bei uns anzukaufen. Denk dir, welch schauderhaften Afford ich mit ihm gemacht habe, wenn mein lieber Mann und ich an der Cholera sterben müßten, so will er unsern Ludwig an Kindesstatt annehmen und dann ihm zuliebe heiraten. Dies wurde auf der Kuppel auf der Solitude, an einem herrlichen Abend, als wir alle mit Betrübniß an unsern Abschied und die jetzige Zeit dachten, ausgemacht.

Die hier erwähnte Nichte Sophiens, Lotte Smelin (1812 bis 1889), ist jenes Mädchen, zu dem Lenau dann eine heftige Leidenschaft faßte, der er aber wegen seines unglückseligen Naturells und seiner widrigen äußern Lebensumstände entsagen zu müssen glaubte. Aber in seiner Poesie lebt die Gestalt des lieblichen Schwabenmädchens unvergänglich fort; es sei nur an die tief empfundenen „Schilflieder“ erinnert, die ihr in Bekanntenkreisen den Namen „Schilflottchen“ eintrugen.

Lenau blieb bis Ende Oktober im Hause „seines innigen Freundes, Professors Schwab und seiner innigen Freundin“ Sophie, wie er in einem Briefe an seinen Schwager Schurz schreibt, worin er als Frucht dieses Freundschaftsbundes eine Bereicherung an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwert, an Freundschaft, Lebensmut und Selbstvertrauen bezeichnet. Von allen Seiten seien ihm die lebhafteste Teilnahme und die feurigste Ermunterung zu teil geworden, am begeistertsten aber von dem empfänglichen Gemüte Schwabs.

Auch in folgendem Stimmungsbericht Sophiens an Lucie Meier findet das Verhältnis eine schöne Beleuchtung. Sophie schreibt am 1. November 1831 ihrer Bremer Freundin:

Bis heute blieb er bei uns; er wollte anfangs den Winter über nach Würzburg, um sich in der praktischen Medizin zu üben, um uns aber näher zu sein, hat er nun Heidelberg vorgezogen. Er ist ein Mensch, den man lieben muß, wenn er sich einem freundlich nähert, er hat es aber hier bei vielen verdorben, weil er sich um solche, die sein Gemüt nicht ansprechen, gar nicht bekümmert. Ich habe noch nie jemand gesehen, bei dem alle Eindrücke so tief gehen; wenn ihn z. B. etwas tief bewegte, oft, wenn er nur sehr schöne Musik gehört hatte, so konnte er keinen Bissen essen. Heute beim Abschied wurde er ganz leichenblaß, er hat etwas sehr Schwermütiges, wozu ihn manches Mißgeschick gebracht haben mag. Er wurde bei uns zusehends heiterer, und oft that er die nämliche Äußerung, mit der du, liebe Freundin, uns so unverdient erfreut hast, daß nämlich das Leben ihm wieder mehr Wert habe, seit er uns kenne. Noch heute beim Abschied nannte er mich seine Wohlthäterin an Leib und Seele; ich habe ihm aber nichts Gutes erwiesen, was nicht jeder ihm gethan haben würde, dem er ein solches Vertrauen bewiesen hätte wie mir. Dies erstreckte sich bis auf seine ökonomischen Besorgungen; vom ersten Tage an war ich seine Kassenverwalterin; denn darin ist er ein echter Dichter, und ich begreife nicht, wie es ihm unter Fremden damit geht, obwohl er reich zu sein scheint. Ich hätte dir seine Gedichte gar zu gern bald geschickt, aber es wollte mit dem Arbeiten und Ordnen, besonders in der letzten Zeit, hier nicht mehr recht gehen; denn ich muß dir ein Geheimniß ausplaudern: das Wohlgefallen, das er an meiner Nichte, Lotte Smelin, fand, ist bei ihm zu einer ernstern Liebe geworden. Erst als ich von diesem Ernst seiner Neigung überzeugt war, konnte ich ihm dazu verhelfen, daß er sie öfter sah, weil ich sonst für die Ruhe des guten Mädchens gefürchtet hätte, da er wirklich etwas ganz Unwiderstehliches hat. Er war überhaupt auch zu gewissenhaft, um etwas von seiner Neigung gegen sie zu äußern, und wünscht, daß sie frei bleiben soll, bis er in der Lage sei, um sie werben zu können. Er hat, mit noch einigen ausgezeichneten Freunden, denen die österreichische Politik unerträglich ist — der eine ein Astronom, und der andre ein Baumeister —, sich einen Lebensplan gemacht, der die Liebe Lottchens auf eine ziemliche Probe setzen wird, welche du, geliebte Freundin, aber auch bestanden hast, nämlich auf 5 bis 6 Jahre in die neue Welt hinüberzugehen, denn dort, sagt er, fühle er, könne er in seiner Wissenschaft so vieles wirken, selbst für Europa mehr, als er es hier thun könne. Er will in Deutschland und England Verbindungen mit den Gelehrten seines Fachs anknüpfen und sich in Philadelphia setzen und Vorlesungen in seinen Lieblingsfächern geben, die dort noch ganz im argen liegen, nämlich Pathologie und Psychologie.

Dankbarkeit und inniges Freundschaftsgefühl begleiteten Lenau nach Heidelberg, wohin er ging, um sein in Wien abgebrochenes Studium der Medizin zum Abschluß zu bringen, nachdem er den Plan, in Würzburg zu promoviren, aufgegeben hatte, weil er dort unter einem Jahre nicht zur Promotion zugelassen worden wäre. Aus dem eben mitgetheilten Brief Sophiens geht hervor, daß er sich bei der Wahl der Universität auch von persönlichen Beweggründen leiten ließ. Freilich erfuhr sein Studium in Heidelberg ebenfalls eine tiefe Störung. Er schreibt von dort an Schwab:

Heidelberg, Samstag [5. Nov. 1831]

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera.

Professor Buchelt, ein ausgezeichnete Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Kandidaten der Medizin heute oder morgen requirirt, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen lehren sollen. Der König von Baiern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Not. Außer dieser Choleravorlesung hab ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe, sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinsetzen in das Labyrinth der Medizin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegentheil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufener, doch treuer Pudel immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepirte! Aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein — post equitem sedet atra cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!“ wird deine Frau halb ärgerlich ausrufen, wenn du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest; deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja, doch ich muß dir immer wieder sagen. Meine verstorbne Mutter, meine Schwester Therese, deine Frau und Lentula\*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen und könnte ich alle vier sitzen sehen an deinem Tische! Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei andern werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen. —

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute, bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, es ist wie ein literarischer Jahrmakel. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte, nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mirs nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, euch je zu vergelten, was ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Überwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O meine Freunde! ich liebe euch; mehr kann ich nicht sagen.

Gestern Abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa, mit geschlossenen Augen, und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsre Paradiese Nachbarn sind.

Schreibe mir recht bald, lieber Freund. Ich wohne im König von Portugal. Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 Gulden monatlich. Da brauch ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirtshäusern. Da komm ich mir weniger fixirt vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre! Was macht mein Lajos,\*\*) deine übrigen lieben Kinder? Virgo divina? bettle für mich um einige Beilen von deiner lieben Frau. Unsre liebe Frau nennen die Österreicher die Mutter Gottes.

\*) Lotte Gmelin; der Name Gmelin bedeutet „gemächlich, etwas langsam.“ Daher führt die Familie Gmelin scherzweise ihren Ursprung auf die römische Familie der Lentuli zurück.

\*\*\*) Lajos ist der ungarische Name für Ludwig. Ludwig Schwab (geboren 1830), ein Sohn Gustav und Sophiens, starb zum großen Schmerz der Eltern schon in seinem zehnten Jahre.

Und nun stell ich euch alle im Geiste zusammen und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

Bis in den Tod dein Freund Niembösch

Noch wichtiger ist ein Brief, den er eine Woche später geschrieben hat. \*) Er umfaßt acht eng geschriebne Quartseiten, die Lenaus Perlenchrift in vollendeter Klarheit und Anmut zeigen, und ist undatirt; er trägt nur die Bezeichnung „Heidelberg,“ aber Schwab hat dahinter den Zusatz gemacht: „angefangen Freitag, 11. Nov., geendet Samstag, 12. Nov. 1831.“ Der erste längere Teil ist an Sophie Schwab gerichtet und lautet im Auszuge folgendermaßen:

Heidelberg

Heut ist wieder ein trüber Tag, und der Regen schlägt an mein einsames Fenster. Ich will Sonnenschein suchen im Umgange mit meinen lieben Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, teure Frau! Ja, Sie haben Recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maß nicht im Verdienste. Wohl mir, daß es so ist. Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten. Groß ist die Liebe Ihres Mannes zu Ihnen, aber gewiß kein Übermaß, wie Sie sagen. Den Beweis erlaube ich mir nicht zu führen; Sie könnten mich wieder einen Schmeichler nennen. Groß und innig ist die Verehrung, mit der ich Sie im Herzen trage; aber wahrhaftig, Sie haben ein Recht darauf. Sie brauchen sich an Liebe und Freundschaft nichts schenken zu lassen.

Sie halten mir in Ihrem Briefe eine kleine Straßpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gern von Ihnen predigen, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriednen, Ungläubigen zeigte, bloß um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfechten. An Ihrer Zubersticht suchte ich mein eignes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: die Autorität des Herzens. Wovon ein edles Herz durchdrungen ist, das kann kein bloßer Wahn sein. Gerührt hat mich Ihre Äußerung, daß meine selige Mutter auch in unsern Bund gezogen sei durch unsre Liebe, daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch alle Tode nicht gekränkt werden könne und an der sich Ihre liebe Schwester auf ihrem Sterbelager erquickte. Es ist ein großer Gedanke, den Sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens. Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen. Hätt ich doch den scheußlichen Gedanken nicht ausgeschrieben! Das ist ein Gedanke, auf den, glaub ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es giebt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke aber zeugt von einer Offenbarung des Teufels. Wir sterben nicht ganz, aber, aber — unsre Individualität! wie stehts mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dacht ich: das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darin zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht; was meinen Sie? Sogar etwas reizendes, heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken

\*) Ich verdanke seine Kenntnis der Güte einer Bremischen Familie.

des Untergangs der Individualität, wenigstens für mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sprechen als: Hier fand ich kein Glück; dort find ich keines — denn mein Ich begräbt die Scholle —, brauche aber auch keines; hier nicht und dort nicht. Sie sehen, daß auch mir Resignation nicht ganz fremd ist. Sie sind meine liebe Freundin, und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unsrer Nachbarschaft aus, als ich eben in der Schule war. Ich hörte, es brenne in unsrer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Haus — es war ein gewisses Freudeklopfen —, und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Eltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück hab ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesicht, den Marie Kielmaier\*) so wenig getroffen, als die zwei Herren, die mich porträtiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen. Daher meine Furcht, jene himmlische Rose (an der sich nun Ihre Laren freuen) an mein nächtliches Herz zu heften. Ja ja, ich halte mich für eine fatale Anormität der Menschennatur; und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke. Doch in welches Dickicht finstern Dornesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder! Ihres lieben Mannes! Ihrer holdseligen Nichte! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im mindesten verlegt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Morgen früh soll es geschehen. Der süße Schlaf, der heimlich stille Freund der Menschen, der den armen Wanderer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leicht und heimlich davonträgt, wird auch mir die Gedanken fortstehlen, die immer lastender auf meine Seele sinken. Verzeihen Sie Ihrem unartigen Freunde. Gute Nacht, liebe, gute Frau! lieber Schwab, Sophie, Milie, Christoph, Gustav, gute Nacht! mein Lajos, ich wünsche dir ein freundiges Atale in deinem kleinen Land der Träume. Gute Nacht, liebe Lotte! — in welchem Zimmer schläft sie denn? — Doch sie ist ja nur vormittags bei Ihnen, das fällt mir erst jetzt ein —

Guten Morgen! Ich habe mein gestriges Geschreibsel resumirt und finde, daß ich darin wieder recht auf Ihre Geduld losgesündigt habe. Wozu das schwarzgallichte Gewäsch einer heitern, guten, glücklichen Frau? — Verzeihung!!! — Nun leben Sie wohl, teure, teure Freundin! ich umarme Sie und Ihre lieben Kinder,

unwandelbar bis zum Tode  
Ihr Niembösch

Schreiben Sie mir bald wieder einen recht langen Brief; Ihre Briefe werden zu meinen liebsten Dingen gelegt, zur Abschrift der Waldkapelle, zum Kamm meiner seligen Mutter usw.

Zu Weihnachten verließ der Dichter seine „medizinische Einsamkeit“ und kam nach Stuttgart. Wie er im Kreise Schwabs das Christfest verlebte, welche Aufnahme er dort fand, wie er sich Lotte Smelin näherte, in welche peinliche Lage er dadurch Schwab und seine Frau brachte, sagt uns folgender Brief Sophiens an Lucie Meier:

Deinen Vorwurf, daß ich dir noch nie geschrieben habe, wenn unser Freund Niembösch bei uns ist, widerlege ich dir heute; denn er selbst hat mir eben die

\*) Eine Verwandte Lotte Smelins.

Feder geschnitten und interessiert sich ebenso sehr für dich, als du dich für ihn. Deine Mitteilungen über Amerika, die ich ihm vorgelesen habe, scheinen nicht ohne Eindruck auf ihn gewesen zu sein. Nach deiner Schilderung wäre er, der sich nur in einem gemüthlichen Leben gefallen kann, unglücklich in Amerika. So lieb wir ihn haben, so hat uns dieser böse Mensch doch schon manche Sorge gemacht; denn seit er in Heidelberg ist, hängt er seiner Schwermut wieder so nach, daß alle unsere Mühe, wie es schien, an ihm verloren war; seine Verehrung für Lotte schien uns sich immer mehr darnach zu gestalten; so schrieb er mir z. B., nachdem er mir eine Schilderung von seiner Gemüthsart gemacht hatte: „Darum scheue ich mich, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.“ Er hat sich in H. ganz isolirt — auf meinen letzten Brief habe ich keine Antwort erhalten, und wir fürchteten sehr, die Vorsätze und Äußerungen, die er in den letzten Tagen uns gemacht hatte, reuen ihn und seien nur durch sein großes Wohlgefallen an Lotte herbeigeführt worden. Du kannst dir denken, welche peinliche Lage dies für uns war, es hat uns diese Geschichte manche schlaflose Nacht gekostet; auch meinen I. Mann, der beide sehr lieb hat, hat es sehr angegriffen; oft war ich schon gesonnen, ihm zu schreiben und ihm sein Herz zu erleichtern, hätte ihm aber dann auch geschrieben, daß er nicht hierher kommen soll, denn dies sind wir auch jetzt noch entschlossen, wenn er seine Schwermut nicht bemeistern kann und dies ihm gleichsam über die Liebe geht, so soll er auch das Mädchen nicht mehr sehen, damit sie ja keine Hoffnungen nährt, die nicht erfüllt werden können, und das kann nur geschehen, wenn sie ihn gar nicht mehr sieht. Das war immer bei dieser Sache mein einziger Trost, daß ich die ganze Sache mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt habe. Nun denke dir aber unsere Spannung, wir erwarteten ihn von Tag zu Tag vergebens. Der Himmel half mir aus einer großen Verlegenheit; er kam  $\frac{1}{2}$  Std. vor der Bescherung mit einem Herzen voll treuer Liebe gegen uns und in seinen Gefinnungen gegen L. unverändert; er konnte nicht fassen, daß wir an ihm zweifeln konnten. Wir hatten am selben Morgen einen Brief von seinem Schwager in Wien erhalten, woraus wir sahen, daß die Seinigen von seinem ganzen Leben unter uns unterrichtet sind, und wir wissen auch, daß sie sehr erfreut darüber wären, wenn er sich entschloße — im Grunde denken wir ganz, wie du in deinem früheren Briefe es sagst, mein I. Mann hatte deswegen große Freude an deinen Äußerungen —, und deswegen bleiben wir auch dabei, er soll sie durch unser Zuthun nicht sehen, will er dort einen Besuch machen, so ist es dann seine Sache. Nun glaubte er am Christabend alle versammelt zu finden, aber denke dir, ohne daß ich es wußte, hat mir der Himmel aus der Verlegenheit geholfen, L. bekam ein geschwollenes Gesicht und durfte nicht ausgehen — dann war er aber so traurig, daß einem das Herz wehe that. Diesen Morgen habe ich nun ganz aufrichtig mit ihm gesprochen; er hat sich bitter beklagt, daß ich ihn kalt empfangen hätte; es war aber nur die Spannung, in der ich war. Gott führe die Sache, wie sie für beide am besten ist, ich kann sie nur ihm empfehlen. Das Resultat unsers Gesprächs war eben, daß er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühle, und solange er dies nicht sei, fürchte er, L. nicht glücklich zu machen. — Er fürchtet gegenwärtig, einen bedeutenden Teil seines Vermögens zu verlieren, und ich glaube, dies wäre ihm vielleicht ganz gesund, er würde dann etwas mehr an das Zeitliche gewiesen, was, wie es scheint, einmal doch zu unsrer Menschennatur gehört; denn du hast keinen Begriff, wie unbekümmert er in diesen Sachen ist, ich habe ihm dieses alles auch selbst gesagt. Lotte ist ein liebliches Mädchen, ohne eine Schönheit zu sein, so ist auch ihre Stimme ganz besonders lieblich, es wäre

uns zu betrübt, wenn ihre Jugend durch rege gewordne Hoffnungen getrübt würde, die nicht in Erfüllung gehen.

Sophie urteilt hier sehr richtig. Eins der Grundgebrechen in dem Wesen Lenaus war seine vollständige Hilflosigkeit, ja Ohnmacht den Fragen des praktischen Lebens gegenüber. In der Jugend wurde er von seiner ihn abgöttisch verehrenden Mutter verwöhnt. Mit übertriebener Sorgfalt suchte sie ihn vor jedem ernstern Zusammenstoß mit dem Leben zu bewahren. Der Vaterliebe entbehrte er; ja, was noch schlimmer war: er fürchtete seinen Vater. So innig er an seiner Mutter hing und nach ihrem qualvollen Ende ihr Bild treu in seinem Herzen trug, so sehr hatte er in seinem Innern das Andenken an seinen Vater ertötet. Der Vater war ein leicht aufbrausender, zur Verschwendung, zum Spiel und zum Wohlleben geneigter Mann gewesen, der außerdem seinem Weibe offenkundig die Treue brach. Die einzige Vorstellung von ihm, die in der Seele des Knaben deutlich haften geblieben war, war eine abschreckende: er sah den Vater mit drohend erhobner Hand vor sich stehen, um ihn zu schlagen. Wie er aber in seiner Jugend bei seiner Mutter zu große Nachsicht fand, so erfuhr er später als Mann bei den Frauen — vor allem in Stuttgart — eine Teilnahme und Liebe, die nicht selten in Verweichlichung und Verwöhnung ausartete. Man streute dem interessanten Fremdling, der durch die zarten Töne, die er seiner Leier zu entlocken wußte, die Herzen entflamnte und bezauberte, Weihrauch, und Lenau ließ sich gern davon berauschen, zuweilen so, daß er sich der Übersättigung bewußt wurde. Schreibt er doch am 8. November 1831, daß ihm der Übergang aus dem bewegten Gemütsleben in Stuttgart, wo alles nur den Dichter haben und genießen wolle, in das strengere Leben der Wissenschaft wohl bekomme. Am gefährlichsten war dieser Kultus, den die Frauen mit ihm trieben, in den vierziger Jahren. Emma Riendorf (Frau Emma Baronin v. Suckow) giebt in ihrem Buche „Lenau in Schwaben“ manchen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis dieses Kultus und ist selbst von dem Vorwurf einer, wenn auch ehrlichen, so doch allzusehnellen Begeisterung für den Dichter nicht freizusprechen. Sophie Schwab aber gehörte zu den Frauen, die bei aller Liebe, die sie für ihn hegten, doch nicht die Wirklichkeit des Lebens aus dem Auge verloren.

Wer weiß, ob Lenaus Lebensfaden so jäh zerschnitten worden wäre, wenn in der Fülle von Liebe und Verehrung, die er in Schwaben gefunden hatte, die Besonnenheit die Oberhand behalten hätte. Am betrübendsten zeigt sich seine Zwiespältigkeit in seinem Verhältnis zu Lotte Omelin. Er konnte und wollte nicht mehr an die Gunst des Schicksals glauben, schwankte wochenlang, ja monatelang zwischen Liebesglut und Zweifelsucht hin und her, sah, wie die Geliebte litt, und fand doch nicht das erlösende Wort, bis die Verwandten, die um das leibliche und seelische Wesen des Mädchens besorgt waren, sie seinem Bannkreis entzogen. Hieraus erklärt es sich, daß Lenau nach seiner

Rückkehr aus Amerika, wenn er in Stuttgart weilte, bei Hofrat Reinbeck wohnte, nicht bei Schwab, wo er Gefahr lief, Lotten zu begegnen und alte Wunden wieder aufzureißen.

Als Lenau nach Weihnachten 1831 nach Heidelberg zurückkehrte, war er anfangs in sehr niedergeschlagener Stimmung: das Bild Lottens stand unablässig vor seiner Seele. Mit Schwab und seiner Familie blieb er im regen Verkehr: waren sie doch durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit dem schönen Mädchen verbunden, deren „edles, deutsches, frommes Gesicht,“ deren „tiefe blaue Augen mit dem unbeschreiblichen Liebreiz der Brauen,“ deren „kindlich-fromm-gütige und doch so geistige Stirn“ ihn unablässig beschäftigten. Und hatte er doch in Gustav und Sophie Schwab Herzen gewonnen, die ihm feinfühlig und liebevoll zur Seite standen. Daß er die Nachsicht der Wackern zuweilen auf eine harte Probe stellte, dessen war er sich wohl bewußt. So schreibt er bald nach seiner Rückkehr nach Heidelberg (12. Januar 1832): „Ich thu alles, um mich zu einem erträglichen Menschen zu machen. Nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühl erkenn ich es, wie ihr eure ganze Duldsamkeit ausbieten mußtet, mich zu ertragen: wie es im Umgange mit euch mein demütigendes Los war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demütigung: ich habe die Größe eurer Freundschaft erfahren, ich bin euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.“

Endlich möge hier noch ein Brief Lenaus an Sophie folgen, der seine ganze Seele ausströmt. Er hat seiner Freundin zu ihrer Genesung von einer Krankheit Glück gewünscht (16. Februar 1832). Dann fährt er fort:

Ich freue mich herzlich an Ihrer Genesung, wie Sie, liebe, gute Freundin, sich an meiner Besserung freuen. Böllig genesen kann ich mich nicht nennen, aber heiter bin ich. Ob es auch meine Gedichte werden, weiß ich nicht, glaube aber kaum. Ein heimlicher Umgang mit der Melancholie in den einsamen Wäldern wird mir doch erlaubt sein? Allerdings hat Schwab Recht, wenn er mich einer gewissen Eintönigkeit beschuldigt. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß es anders kommen werde; ich glaube vielmehr, je näher man sich an die Natur anschließt, je mehr man sich in Betrachtung ihrer Züge vertieft, desto mehr wird man ergriffen von dem Geiste der Sehnsucht des schwermütigen Hinsterbens, der durch die ganze Natur auf Erden weht. Ja, teure Freundin, unsre Mutter Erde ist im Sterben begriffen. Sie werden wissen, daß sich die Todeskälte von beiden Polen immer weiter nach den noch warmen Gegenden der Erde verbreitet, wie der sterbende Mensch zuerst an den Extremitäten erkaltet. Die süße Nachtigall ist zusammen mit den Rosenlauben aus Island verschwunden. So muß die Nachtigall immer weiter wandern, und was aus ihrem Liede so schmerzlich tönt, ist die Klage um das gestorbne Vaterland, und die prophetische Kunde vom Tode, der uns immer näher kommt. Ich möchte das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosen-

strauche hören. O Schicksal der Freiheit, wie gleichst du dem Lose der Nachtigall! — Als ich gestern Abend im Mondenschein spazieren ging, begegnete mir ein schlechter Leiterwagen, vielmehr ein Mistkarren, von drei Pferden gezogen. Drin saßen acht Männer zusammengelauert, frierend und schmerzlich in ihre Mäntel gehüllt. Der Wagen fuhr langsam und knarrend über das Pflaster der Stadt, und der Mond beschien die Schmach der Erde. Es waren Polen. O Freundin! Der Tod ist doch besser als das Leben! Auf Mistkarren wird die Freiheit fortgeschafft. O sterbt nur ab, ihr Wälder von Norden herunter, greif nur herunter, immer tiefer, du Eis der Gletscher! Doch ich unterhalte Sie da mit gar traurigen Dingen.

Trotz des unauslöschlichen Dankgefühls, das Lenau für Schwab und seine Familie beseelte, konnte es doch bei seiner widerspruchsvollen Natur nicht ausbleiben, daß ein gewisser Mißton in das schöne Freundschaftsverhältnis kam. Der Grund dazu lag in seinem Verhalten zu Lotte Gmelin. Der Mangel an Charakterfestigkeit und Entschlossenheit machte auf Schwab und seine Familie einen schmerzlichen Eindruck; dazu kam der auffällige Stimmungswechsel, dem seine Natur unterworfen war, die „wilde Husarenlaune,“ wie es Schwab nannte. Durch ein unbedeutendes Ereignis schlug seine Stimmung oft völlig ins Gegenteil um, wodurch der Verkehr mit ihm erschwert wurde.

Aus diesen Herzenswirren hoffte sich der Dichter durch seine langgeplante Reise nach Amerika zu retten. Kurz vor Antritt der Reise schreibt er in einem Abschiedsbriefe an Sophie Schwab, nachdem er ihr mitgeteilt hat, daß eine Aktiengesellschaft sich aufgelöst, wobei er 300 Gulden eingebüßt habe:

Es ist ein sehr trauriger Gedanke, der mich da befällt. Die Erde scheint mir viel mehr zum Unglück organisiert zu sein als zum Glücke. Ein einziger Taugenichts kann unendliches Elend verbreiten, und der Jammer hat ein gar leichtes Spiel auf Erden, während tausend Liebliche mit all ihren Bemühungen zu Schanden werden. Verzeihen Sie, teure Freundin, daß meine letzten Worte an Sie so bitterer Natur sind. Ich bitte Sie, von meinem Briefe nicht viel Gebrauch zu machen, es würde Ihre Landsleute nur beunruhigen über eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist. — Leben Sie wohl, teure, unvergeßliche Freundin, ich will in treuer Seele bewahren alles Liebe und Gute, das Sie mir so reichlich gewährt haben. Leben Sie wohl mit Ihren lieben Kindern, die ich alle herzlich grüße. — Auch an L(otte) einen stillen Herzensgruß.

Ewig Ihr Niembusch

Gleichzeitig schrieb er an Schwab die Abschiedsworte:

Ich will auf meiner Reise fleißig sein und meine Augen allerwärts herum-schweifen lassen, um keinen Wink zu verlieren, den mir meine Herzensfreundin, die Natur, zur Poesie giebt, und um keine Tracht Prügel von dir zu bekommen, wenn ich nicht mit einer Tracht leidlicher Gedanken zurückkehre. Meine besten Grüße an Uhlund und Pfizer, Märklin und alle, die mir näher standen. Lebwohl und suche mich in deinem Herzen in integrum zu restituiren, und aller Verdruß, den ich dir gemacht habe, er sei vergessen, ganz und gar, doch dafür wird dein gutes Herz von selbst sorgen. Lebe wohl!

Dein Niembusch

Die Reise nach Amerika und der Aufenthalt dort entsprachen Lenaus hohen Erwartungen durchaus nicht. Er nannte die Amerikaner „himmelanstinkende Krämerseelen,“ die Nachtigall habe Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehre; der Natur werde es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müsse. Es sei etwas recht trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Hier würden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblute sich unbemerkt.

Lenau blieb denn auch nicht lange in Amerika. Im Frühling 1833 bestieg er in Newyork das Schiff, das ihn nach Europa zurückbrachte. Auf demselben Schiffe, das ihn heimwärts trug, reiste auch der aus Bremen stammende Kaufmann Heinrich von Post mit seinem zweijährigen Töchterchen Henriette, die neunzehn Jahre später, 1852, die Frau von einem Sohne Schwabs wurde. So hatte er willkommene Reisegeellschaft. Das Gedicht „Seemorgen“ ist auf dieser Reise entstanden:

So weit nach Land mein Auge schweift,  
 Seh ich die Flut sich dehnen,  
 Die uferlose; mich ergreift  
 Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,  
 Berg, Wiese, Laub und Blüte!  
 Da lächelt seinen Morgengruß  
 Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht  
 Im kalten Wogenlärm,  
 Wie wohl thut Menschenangesicht  
 Mit seiner stillen Wärme.

Ende Juni 1833 betrat Lenau bei Bremen wieder den deutschen Boden. Er ging zunächst wieder zu den schwäbischen Freunden. Bei Justinus Kerner trat er mit den Worten ins Zimmer: „Alter, da bin ich halt wieder; aber das sind keine vereinten, das sind verschweinte Staaten.“

Kurz vor seiner Rückkehr schrieb Sophie Schwab an Lucie Meier (24. April 1833):

Von Niembsch haben Reinbecks kürzlich einen Brief aus Sibbom hinter Pittsburg erhalten, worin er seine bevorstehende Abreise von Amerika meldet; es ist ein wunderschöner Brief und ganz außerordentlich schöne Gedichte dabei — er meint sehr umgeändert zu kommen; uns aber scheint er ganz der Alte zu sein. Alles, was wir ihm in Amerika prophezeit hatten, scheint eingetroffen zu sein, er schreibt, jetzt wisse er erst, warum der Täufer Johannes in die Wüste habe gehen müssen — so betrachtet er die Reise nach Amerika für sich. Über seine Gedichte sagt er, er habe hier in Amerika gar kein Urteil darüber, ob etwas daran sei oder nicht; denn man werde von der Prosa so mit Gewalt angesteckt, daß man auch alles Urteil darüber verliere. Bis Mitte Mai glaubt er hier zu sein; er wird sich aber

nicht lange aufhalten können, da sein Paß nur bis Mitte April geht, und seine Verwandten in Wien ihn mit Ungeduld erwarten. So sehr es uns freut, daß er glücklich wieder zurückkommt, so wirst du dir doch wohl denken können, daß unsre Freude nicht ganz ohne Beklemmung ist, es scheint nämlich, daß die Neigung zu Lotte G. sich bei ihm erhalten hat, wir können ihm aber nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständiger machen. Sein unstetes Leben scheint uns, trotz seiner herrlichen Eigenschaften, doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie Lotte es ist, glücklich zu machen. Ich rate meiner Schwägerin, daß sie Lotte mit Marie nach Ulm gehen läßt, damit Lotte gar nichts von seiner Anwesenheit erfährt. Am meisten Sorge macht mir mein lieber Mann dabei, den seine Unbeständigkeit so sehr enttäuscht hat, daß es ihm von der Zeit an peinlich war, mit ihm zu sein, obgleich er seinen ausgezeichneten Geistesgaben immer noch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — aber wie es in einem schönen Gedicht von Uhland heißt: Die Lieb ist hin, die Lieb ist hin und kehret nimmer wieder!

Schwab hat diesen Zeilen seiner Frau die versöhnenden Worte hinzugefügt: „Wenn ich mein innerstes Herz frage, so redet da doch noch sehr vieles für ihn! Als Dichter vollends beuge ich mich tief vor ihm.“ Und als nun Lenau wieder bei seinen schwäbischen Freunden weilte, da erwachte auch wieder die Liebe zu Lotte Gmelin. Noch in Amerika hatte er seinem Schwager bekannt: „Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dies je geltend zu machen.“ Er hatte sicher geglaubt, Lotten wiederzusehen. Als er sie daher in Stuttgart nicht fand, war er enttäuscht. Sein zurückhaltendes Benehmen gegen Sophie Schwab verriet, daß er sie für die Ursache der Abwesenheit Lottens hielt. Als er aber dann nach einem längern Aufenthalt in Schwaben nach Österreich eilte, schied er doch ohne Groll, und bald kehrte in seinem Verhältnis zu Schwab Ruhe und Friede zurück.

Bis zu seinem geistigen Untergange hat dann Lenau den Mitgliedern der Familie Schwab, namentlich Gustav und Sophien, immer Liebe und Anhänglichkeit bewiesen. Als Schwab Pfarrer in Gomaringen war, wohin er sich, um mehr Muße zu haben, hatte versetzen lassen, besuchte ihn Lenau wiederholt. Brach auch zuweilen seine „Husarenlaune“ hervor, wurde er ungestüm, schroff oder verschlossen in seinem Benehmen — der Kern ihrer Freundschaft konnte auch in den Zeiten düstern Anmutes nicht zerstört werden. In einem Briefe an Sophie Löwenthal vom 24. Mai 1843, wo Schwab wieder in Stuttgart war, finden sich die Worte:

Heute hab ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spähle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in echterer Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe; denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein litterarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gern zurückkomme. Das Pfarramt ist doch ein zu beschäfs-

tigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhen eröffnete, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter, Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht,“ worauf er allerdings mit Würde erwiderte: „Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir giebt, so wäre ich nicht da.“ Das war gut, aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Als Lenau in den stürmischen Oktobertagen des „vierschrötigen“ Jahres 1844 in Wahnsinn verfiel, waren Schwab und seine Frau in tiefster Seele erschüttert. Mit bangendem Herzen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, sahen sie die allmähliche Zerstörung dieses edeln Geistes. Ihre innigsten Wünsche begleiteten Lenau auf seinem Schmerzenswege nach Winmenthal, wohin er am 22. Oktober 1844 gebracht wurde. Aber ihr Gebet um Genesung fand keine Erhörung; von ihren Besuchen in der Anstalt nahmen sie nur trostlosen Zweifel mit.

Emma Miendorf berichtet über einen Besuch Schwabs in Winmenthal in ihrem schon genannten Buche. Im März 1847 pilgerten sie zum letztenmal dahin, wo der geliebte Freund sein trauriges Scheinleben führte. Sie konnten aber nicht vorgelassen werden. Das bleiche Dulderhaupt, umwoben von der „sinnenden Melancholie,“ im Garten vom Fenster aus zu sehen, war alles, was ihnen ermöglicht wurde. Am 16. Mai 1847 wurde Lenau nach Oberdöbling bei Wien in die Privatirrenanstalt seines Freundes Dr. Görge gebracht. Dort besuchte ihn der älteste Sohn Schwabs und schrieb darüber nach Stuttgart einen ergreifenden Bericht, der mit den trostlosen Worten schließt: „Ich für meine Person habe keinen Funken von Hoffnung für den armen Niembjch. Ihr mögt selbst urteilen, wie herb mir dieses Resultat und überhaupt der ganze traurige Besuch gewesen. Gott gebe ihm bald Ruhe von seinen Leiden.“

Am 22. August 1850 wurde Lenau von seinen Leiden erlöst. Wenige Wochen nach seinem Tode starb auch Gustav Schwab (am 4. November 1850). Sophie überlebte ihren Mann fast um fünfzehn Jahre; sie verschied am 20. August 1865. Das Andenken aber an den Freundschaftsbund zwischen diesen edeln Menschen lebt als ein heiliges Vermächtnis bei den Nachkommen Schwabs fort.

